Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 43 (1938-1939)
Heft: 15

Artikel: Arbeit an der Jugend [Teil 1]
Autor: Müller, Elisabeth
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-313758

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Diesen Schauer, diese Ahnung sollte das Kind mitbringen aus der Kinderstube, aus dem Kindergarten. Die Schule darf das einmal geweckte Gefühl nicht verkümmern lassen. Sie pflegt es weiter in Lied und Spruch, in kindertümlichen Sagen und Erzählungen aus der Schweizergeschichte. Ich habe diesen Sommer einem reizvollen Festchen beigewohnt, das die Schüler einer untersten Volksschulklasse auf den ersten August vorbereiteten: An der Wandtafel war der Vierwaldstättersee gemalt, darum herum die drei Ländchen, jedes mit ein paar Häusern, hinter Schwyz die zackigen Mythen, Uri sich dehnend bis zur Teufelsbrücke. Die Lehrerin erzählte von den wetterharten Leuten mit den guten, ehrlichen Augen, von den grausamen Taten der bösen Fürstenknechte, vom Zusammenschluss der freien Bauern, vom ersten Bund. Ernst und eindringlich sprach sie davon, was es heisse, ein rechter Schweizerbub, ein rechtes Schweizermeitschi zu sein, was man da alles zu tun und zu unterlassen habe. Nie werde ich vergessen, mit welch heiligem Ernst die Kinder dann ihre selbstgemachten Schweizerfähnlein umklammerten, dazu singend:

Fliege, kleine Fahne, fliege geschwind,
Fliege und flattre fröhlich im Wind.
Ich will dich halten, fest in der Hand,
Ich will dich tragen durchs Schweizerland.

Wie sie das Fähnlein bei der ersten und zweiten Zeile fröhlich schwangen, bei der dritten und vierten stille standen und es ruhig und fest in der Hand hielten!

Es ist erfreulich, dass die Schweizerschulen letzten Sommer in Scharen zu den Tellspielen zogen, dass Extrazüge und Extraschiffe die Bürger und Bürgerinnen der Zukunft zum Rütli führten. Es ist recht, wenn ein Vertreter des Bundesrates den jungen Pfadern im Zürcher Bundeslager eine hinreissende Rede hielt. Fahne und Lied, Theater und Rede an geweihten Stätten, sie greifen ans Herz, sie geben der Seele eine Gefühlsgrundlage, der nationalen Erziehung die nötige Glut.

Hier ist auch der Ort, wo wir Frauen, wir Lehrerinnen, eine besondere Forderung zu stellen haben. In einer Zeit, welche den staatsbürgerlichen Unterricht auch für Mädchen obligatorisch erklärt, welche die zwanzigjährigen Töchter zum Heimatdienst und die reiferen Frauen zum Hilfsdienst aufruft, sollte es nicht länger geduldet werden, dass bei den Augustfeiern im Lande herum nur der mündig gewordene Mann ins Bürgerrecht aufgenommen wird. Es besteht kein einziger Grund mehr, die junge Schweizerin von diesem Weiheakt auszuschliessen, ihr nicht auch die Bundesverfassung in die Hand zu drücken. Solch ein Unterricht wird verstanden und greift ans Herz! (Fortsetzung folgt.)

Arbeit an der Jugend

Beginn einer Folge von Betrachtungen durch *Elisabeth Müller, Hünibach*

Von der Nachbarstrasse her tönt mir ein heller, glockenreiner Bubenjauchzer in meine Stube hinüber — noch einer — und noch einer. Was treibt den Hänsel denn zu diesem Jauchzen? Es ist ein so trüber, nebelgrauer Tag! Oder hat er von daheim aus etwa Grund zum Jauchzen?

Liegt ihm etwa seine Zukunft besonders hell vor den Augen ? Armer Hänseli ! Du Kind einer Mutter, der du unerwünscht kamst, du, der du nun unter der Obhut der Grossmutter stehst, die eine alte, kranke Frau ist. Wenn sie stirbt, weisst du nicht wohin — musst zu fremden Leuten, wirst nirgends begehrt ! Und da stehst du vor dem Haus und jauchzest, jauchzest in den grauen Tag hinein aus deinem vollen Bubenherzen heraus. — Mich will dein Jauchzen nicht verlassen — ich sehe dich vor mir auf der Schulbank sitzen, mit deinen braunen, lachenden Augen mich anblitzen, — du Kind, über das sich niemand freute — und das doch allen zur Freude ward.

Habe ich *dir* mehr gegeben oder du mir ? Das ist die Frage, die mir ganz am Grunde zu liegen scheint, wenn ich zurückblicken will, wenn ich meine Arbeit an den Kindern überschauen, wenn ich Gedanken daraus sammeln und mit ihnen vorwärts wandern will. Es steht nicht mehr nur der jauchzende Hansi mir gegenüber — nein — es schliessen sich ganze Züge an — die gehen alle an mir vorbei — vielleicht etwa 500 Kinder. Habe ich ihnen mehr gegeben — oder sie mir ? Wenn ich die Augen schliesse, sehe ich, dass sie alle ein Kleinod in der Hand tragen und es mir beim Vorbeigehen in meine leeren Hände legen; es ist das Kleinod der unverbrauchten Jugend — der unverwüstlichen Jugendkraft und Jugendlust, die sich nicht vergrämen lässt — die rein und stark an alles Gute glaubt, die nach Niederlagen wieder aufsteht, die an jedem neuen Morgen neu anfängt, als ob das Gestern nicht dagewesen wäre; die eben *jauchzt* am grauen Nebeltag, jauchzt vor dem dicken, grauen Nebelschleier, der ihre Zukunft verhüllt. Sollte dies Kleinod nicht *mehr* sein als alles Stückwerk, das ich *euch* zu geben versuchte ? Aber sollte ich mich etwa grämen über all das, was misslang, über alles, was ich nur *wollte* und nicht konnte, über alles, was ich in meiner menschlichen Schwachheit vernachlässigt und verpfuscht habe ? Soll ich mich plagen über alles, was ich euch in Ungeduld und Gereiztheit an den Kopf geworfen habe ? Ach nein ! Ich traue euch zu, dass ihr das vergessen habt. Ich will lieber loben und danken für alles, was mir von euch geschenkt ward, für alles, was immer wieder da war, trotz aller Unvollkommenheit und Verkehrtheit. Ich weiss ja gar nicht, was aus mir geworden wäre, wenn ihr nicht immer wieder das Frische, Ungebrochene, Vertrauensvolle, Reine, in meine Müdigkeit und Verzagtheit hineingetragen hättet.

Es drängt mich zum Rückblick; nicht weil ich meine, dass es für andere interessant sein müsse, aber weil es mir ein Bedürfnis ist, den Fäden nachzuspüren, die sich zu einem Gewebe verwoben haben, in das man sich beim Älterwerden immer mehr vertieft, bevor die Fäden abreissen, und man das Gewebe aus der Hand legt.

Mein erster Abschnitt könnte die Überschrift tragen : « Das Landkind » oder « Das Glück im Winkel » ! Ich trete in meine erste Schulstube und finde auf dem Pult den offenen Rodel mit dem eingeschriebenen letzten Tag, das offene Tintenfass, die angelehnte Feder, die am braunen, 5räppigen Federhalterchen sitzt. An der Röselifeder eingetrocknete Tinte. So hat die alte Lehrerin nach ihrem letzten Schultag die Feder stehenlassen, hat sich dann drüben in ihrem einzigen Stübchen zur Ruhe gelegt und ist nicht mehr aufgestanden. Es überlief mich ein Schauer, als ich diese Feder ergriff; die alte Lehrerin hat nicht gewusst, dass sie zum

letztenmal damit schrieb. Wer wird einst meine Feder nehmen und weiterschreiben ? Ich habe im Pulte den Tintenwischer genommen, die Feder geputzt und sie noch so lang gebraucht, bis sie nur noch auf einer Spitze ächzte und spritzte.

Etwas Besonderes ist mir aus dieser Zeit unvergesslich. Es kamen entfernte Verwandte der verstorbenen Lehrerin, die einzigen, die sie hatte. Eine Frau mit verbissenem Gesichtsausdruck, ihr Mann, ihre Tochter. Die drangen ins verwaiste, verschwiegene Stübchen ein, öffneten Schränke und Schubladen, warfen alles kunterbunt auf den Boden, alte Schulvorbereitungen, Briefe, Aufzeichnungen, Andenken, Tagebücher, und suchten mit zitternden, aufgeregten Händen, spitzigen Lippen, hervorquellenden Augäpfeln und langen Hälsen nach Banknoten, Wertschriften, Kassenbüchlein. Dieses wütende Suchen dauerte etwa zwei Stunden. Ermattet sanken sie dann in die Stühle und haderten mit dem Schicksal. Es *könne* und *könne* nicht sein, dass die Base, die doch all die vielen Jahre hindurch soviel verdient, und zwar am « Schermen », und die ja für sich nichts gebraucht, nichts hinterlassen habe als Papierfetzen und Bücherplunder. Erbost und vernichtet harzten sie davon, immer noch zurückschauend in der Hoffnung, die Fünfliber rollten ihnen nach. Nein, nein — die Fünfliber waren anderswo. Die Lehrerin hatte in ihrer einfachen, kargen Art jeden verfügbaren Rappen den bedürftigen Eltern ihrer Schüler gesteckt. Sie huldigte dem Fünfliberaufbeigungssystem nicht.

Nun aber muss ich Betrachtungen anstellen über das Seelenleben einer jungen Lehrerin. Ach, du lieber Gott, wie glücklich war ich ! Nicht den geringsten Zweifel hegte ich über mein Können und meine Tüchtigkeit. Ach nein, ich konnte alles ! Ich brauchte nicht einmal Kolleginnen zu befragen — nur als der Rodel zu berechnen war, ging ich, mich zu erkundigen, denn das hatten wir nicht « gehabt » ! Glückliche Zeit, da ich noch über keine Methoden nachdachte, da ich noch keine Umschau hielt, wie es « andere » machten, da ich mich noch nicht so sehr mit einem « Pensum » quälte und einfach den Tag nahm, wie er war, um ihn zu geniessen. Es ist etwas Eigenartiges, wie das Andenken an erste Schüler so frisch und lebendig in Erinnerung bleibt, weil man sich ihnen so frisch und ungeteilt geben konnte, weil es ein « Ereignis » war, Schüler zu haben, weil man *Kraft* besass, frische Kraft zum Ertragen auch der schwierigen und schwachen Kinder. Es war neu und herrlich, zu erfahren, dass man da Kinder vor sich hatte, die *alles* von einem erwarteten, die einem alles Wissen und Können zutrauten, die man in Spannung versetzen und beglücken konnte — dass man Augen zum Glänzen, Hände zum Klatschen, Stimmen zum Jubeln bringen konnte — das war etwas nie Dagewesenes und über alle Massen Herrliches. Aber man hatte auch Macht, Augen zu trüben, kleine Willen zu brechen — man durfte strafen, regieren, unumschränkt schalten und walten. Man war eine Art Königin und hatte « Untertanen ».

Es war die Zeit, da man noch alles *seiner* Kraft, seiner Intelligenz, seiner Tüchtigkeit zuschrieb, eine herrliche, aber eine gefährliche Zeit, eine Zeit, da die Pilze aufwachsen, die schönen roten mit den weissen Tupfen. — Es werden schon da Lehrerinnenkrankheiten geboren. Viel zu jung kamen wir damals in eine verhältnismässig unabhängige Stellung, zu einer Machtentfaltung, der wir innerlich noch nicht gewachsen waren, ein Nymbus von Unfehlbarkeit umgab uns, man federte leichten Schrittes

durchs Dörflein, die Kinder kamen und grüssten, die Leute sahen zum Fenster hinaus — und man « wusste » es. Wie konnten sich denn die Angehörigen zu Hause unterstehn, einem, wenn man heimkam, noch als « Kind » zu behandeln, an einem herumzumäkeln, überhaupt etwas zu befehlen ? Wie konnten etwa Leute des Dorfes unverschämt genug sein, irgend etwas zu bemängeln, das man in der Schule angeordnet hatte? Verstunden sie etwas davon ? Und wenn man sich auch selber gestehen musste, dass man irgend etwas « verkehrt » angestellt hatte — *andere* durften es nicht sagen. Es sind Gefahren da, die wir in jenem glücklichen Alter nicht sehen; sie umspinnen unsern Charakter, und wenn wir nicht wachsam sind, so setzt sich eine Kruste an; das Herrschen, Dominieren, allen alles sein Können, das kann sich nach und nach zum festgefrorenen Teil unseres Wesens verkrusten, ohne dass wir viel dafür können — es liegt ganz einfach in der Art unseres Berufes. Damit verknüpft tritt dann eine übergrosse Empfindlichkeit ein, weil eben der festgefrorene Teil es nicht leicht erträgt, übergangen, kritisiert, überholt zu werden. Was soll die Lehrerin dagegen tun? Ich könnte von zwei Mitteln sagen : Schulstubenluft ist sehr günstig zum Gedeihen dieser Lehrerinnenkrankheiten — meide sie deshalb soviel als möglich, suche andere Gesellschaft auf, und lass dich durchlüften von dem, was andere bewegt, was andere zu tragen haben. Und das zweite Mittel : Wenn du das Erziehungsziel bei deinen Schülern recht tief fassest, so wirst du ja bald sehen, wie machtlos du bist, wie so wenig du ausrichten kannst mit allem Wissen und Können — du wirst alle Tage versagen, wenn du nur auf dich allein abstellt — ach — da wird der Fliegenpilz zerbröckeln an zuviel Regen und Sonne. Aber können wir das einsehen, wenn wir noch jung sind ? — Wir wissen ja gar nichts davon, dass andere Leute schon längst sprechen von unsern Fliegenpilzen, die schon mächtig aus dem schönen, grünen Moos leuchten.

Ich erinnere mich aus jenen ersten Schulzeiten genau daran, wie mir ältere Lehrerinnen, die ich damals kennenlernte, vorkamen. Wie war das überhaupt mit diesen « ältern » Lehrerinnen ? Was über 30 Jahre alt war, kam mir alt vor. Ich konnte mir nicht denken, dass ich noch Lehrerin sein werde in diesem Alter. Ich sah mich im Geiste schon lang als Mutter, umringt von netten Kinderchen. Es sind mir von jenen « ältern » Kolleginnen solche in Erinnerung, die bei einem Zusammensein von nichts anderem reden konnten als von Beleidigungen, die ihnen zugefügt worden seien durch Kolleginnen, Kollegen, Eltern oder Behörden. Andere, die eine Stunde lang sich ergehen konnten über die Unarten und Fehler ihrer Schüler. Ich sass da und horchte und weiss noch ganz gut, wie gerade dadurch ein wahres Grauen mich befiel, ich könnte als Lehrerin alt werden müssen. Nein — *so* möchte ich jedenfalls nicht werden — und im Handumdrehen *sind* wir so. — Das lässt mich immer wieder nachdenken über das Verhältnis der ältern den jüngern Kolleginnen gegenüber. Ich kann nicht feststellen, von welchem Zeitpunkt an man « zu den alten » gehört; — aber es sei dem wie ihm wolle — Lehrerinnendünkel macht schon mit 25 Jahren alt, beständig beleidigt sein, nur die trüben Seiten unseres Berufes sehen und zur Unterhaltung würdig finden, lässt uns vor der Zeit alt erscheinen.

Haben wir « Pflichten » unsern jüngern Kolleginnen gegenüber ? Das kann man auffassen wie man will. Man hört auch verbittert sagen, junge

Kolleginnen brauchen uns nicht, die kommen überklug aus dem Seminar, begehren unsere Hilfe nicht. Es *scheint* oft mehr so, als es wirklich ist. Aber wenn sie auch ganz « bewusst » unsere Hilfe nicht begehrten, so können wir doch unsern Einfluss, den wir auf sie ausüben, nicht ausschalten. Spüren sie uns an, dass Schulehalten etwas Schönes ist, dass Kinder um sich herum haben jung erhält und glücklich macht ? Merken sie etwas davon, dass wir unserm Beruf gewisse Opfer schuldig sind, dass wir die Achtung, die wir gerne geniessen möchten, verdienen müssen durch gewisse Zurückhaltungen, die wir uns auferlegen müssen, auch im privaten Leben? Werden sie es uns anspüren, dass wir an uns arbeiten müssen, dass uns treue Pflichterfüllung heilig ist, dass uns Probleme umtreiben ? Oder muss die junge Kollegin merken, dass die Schule fertig ist, wenn der Schulstubenschlüssel gedreht worden ist ? Muss sie das Gefühl bekommen, Schulehalten sei jahraus jahrein das gleiche Getrampel ? Muss sie gleich gesättigt werden von Vorurteilen aller Art, muss sie hineingerissen werden in Feindschaften, Spaltungen, muss sie schlechte Meinungen in sich aufnehmen über Menschen, mit denen sie zu tun bekommt ? Ich sehe zurück auf das Gestalten meines Weltbildes. Wie empfänglich ist man für alles, was man zu hören bekommt ! Wie gläubig ist man, wie tief sind die Eindrücke in jener Zeit, da man frei geworden ist vom eigenen Schulzwang, da man sich selber umsehen kann, und aufnehmen darf, was man will ! Ich war eine gesellige Natur und habe nichts höher geschätzt als das Zusammensein mit Kolleginnen. Ich weiss noch so gut, wie diese oder jene mit dem, was ich von ihr aufgenommen habe, in positivem oder negativem Sinne mit teilhatte an der Gestaltung meines Wesens.

Ich muss hier an eine Lehrerin meines Heimatdorfes denken. Sie hat gewiss nicht im geringsten daran gedacht, dass sie mir der Inbegriff einer edlen, echten, verehrungswürdigen Lehrerin war. So wollte ich werden wie sie — und es war mir doch so sehr bewusst, dass ich dieses Ideal nie werde erreichen können. Sie hat mir einst, als kaum dem Ei entschlüpfter Lehrerin, das « Du » angetragen. Ich meinte damals, ich müsste einen Herzschlag bekommen. Aber — das « Du » gelang doch mit der Zeit, und zwar, ohne dass das Idealbild sich trüben musste. Sie war in meinen Augen auch « alt », aber der Gedanke erschreckte mich nicht, einst so zu werden wie sie. (Forts. folgt.)

Johanna Siebel †

Am Karfreitag starb in Zürich Johanna Zürcher-Siebel, ein strahlender, warmherzig gütiger Mensch, die mütterliche Frau und erfolgreiche Dichterin, der wir neben einer Reihe vielgelesener Prosawerke, Biographien und schönster Lyrik auch das so lebendig geschriebene Lebensbild von Dr. Marie Heim-Vögtlin, unserer ersten Schweizer Ärztin, verdanken.

Aus dem Sein Johanna Siebels, der einstigen Lehrerin, strahlen hell und beredt ihre eigenen Worte: « Das Leuchten der Welt ist die Liebe . . . » Nehmen wir sie als immerwährende Mahnung und lebendige Erinnerung an diese Frau und Dichterin in unser eigenes Leben auf. *O. M.*